

Erlebniswelten

Nicole Burzan
Ronald Hitzler *Hrsg.*

Auf den Hund gekommen

Interdisziplinäre Annäherung
an ein Verhältnis



Springer VS

Erlebniswelten

Herausgegeben von

W. Gebhardt, Koblenz-Landau

R. Hitzler, Dortmund

F. Liebl, Berlin

In allen Gesellschaften (zu allen Zeit und allerorten) werden irgendwelche kulturellen Rahmenbedingungen des Erlebens vorproduziert und vororganisiert, die den Menschen außergewöhnliche Erlebnisse bzw. außeralltägliche Erlebnisqualitäten in Aussicht stellen: ritualisierte Erlebnisprogramme in bedeutungsträchtigen Erlebnisräumen zu sinn geladenen Erlebniszeiten für symbolische Erlebnisgemeinschaften. Der Eintritt in dergestalt zugleich ‚besondere‘ und sozial approbierte Erlebniswelten soll die Relevanzstrukturen der alltäglichen Wirklichkeit – zumindest partiell und in der Regel vorübergehend – aufheben, zur mentalen (Neu-)Orientierung und sozialen (Selbst-)Verortung veranlassen und dergestalt typischerweise mittelbar dazu beitragen, gesellschaftliche Vollzugs- und Verkehrsformen zu erproben oder zu bestätigen.

Erlebniswelten können also sowohl der ‚Zerstreuung‘ dienen als auch ‚Fluchtmöglichkeiten‘ bereitstellen. Sie können aber auch ‚Visionen‘ eröffnen. Und sie können ebenso ‚(Um-)Erziehung‘ bezwecken. Ihre empirischen Erscheinungsweisen und Ausdrucksformen sind dementsprechend vielfältig: Sie reichen von ‚unterhaltsamen‘ Medienformaten über Shopping Malls und Erlebnisparks bis zu Extremsport- und Abenteuerreise-Angeboten, von alternativen und exklusiven Lebensformen wie Kloster- und Geheimgesellschaften über Science Centers, Schützenclubs, Gesangsvereine, Jugendszenen und Hoch-, Avantgarde- und Triviale Kultur-Ereignisse bis hin zu ‚Zwangserlebniswelten‘ wie Gefängnisse, Pflegeheime und psychiatrische Anstalten.

Die Reihe ‚Erlebniswelten‘ versammelt – sowohl gegenwartsbezogene als auch historische – materiale Studien, die sich der Beschreibung und Analyse solcher ‚herausgehobener‘ sozialer Konstruktionen widmen.

Herausgegeben von

Winfried Gebhardt
Universität Koblenz-Landau
gebhardt@uni-koblenz.de

Franz Liebl
Univ. der Künste Berlin
franzL@udk-berlin.de

Ronald Hitzler
TU Dortmund
ronald@hitzler-soziologie.de

Nicole Burzan · Ronald Hitzler
(Hrsg.)

Auf den Hund gekommen

Interdisziplinäre Annäherung
an ein Verhältnis

Herausgeber

Prof. Dr. Nicole Burzan
Technische Universität Dortmund
Deutschland

Prof. Dr. Ronald Hitzler
Technische Universität Dortmund
Deutschland

Erlebniswelten

ISBN 978-3-658-13739-7

ISBN 978-3-658-13740-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-13740-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Katrin Emmerich, Katharina Gonsior

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Inhalt

Eine soziologische Perspektive auf Hunde. Zur Einleitung	1
<i>Nicole Burzan</i>	

Teil I Mythos und Geschichte

Zwischen Natur und Kultur: Der Grenzgänger Hund. Zur Symbolik der Gattung <i>Canis</i> unter besonderer Berücksichtigung des Haushundes (<i>Canis familiaris</i>)	17
<i>Muna Nabhan</i>	

„What will you do to keep away the black dog that worries you at home?“ Versuch über das semantische Potenzial des Hundes	33
<i>Maren Lehmann</i>	

Von Kötern, Jägern und Statussymbolen. Zur sozialen Funktion des Hundes im Mittelalter	47
<i>Heiko Schnickmann</i>	

Einige mögen Hunde (essen), andere nicht. Kynophagie versus Nahrungstabus	63
<i>Britta Ramminger</i>	

Riskante Kameradschaft. Der Hund als Hygienedefizit und Kulturgefahr ...	81
<i>Thorsten Benkel</i>	

Teil II Funktionen und Relationen

Brauchen Hunde einen Kinderfahrschein? Zwei Schichten, zwei Umgangsweisen	101
<i>Jo Reichertz</i>	
Wohlbollende Zuhörer. Lesehunde in Schulen als Quasi-Akteure	121
<i>Tobias Röhl</i>	
Stigmatisierungen in Mensch-Führhund-Triaden. Ursachen, Verwirklichung und Management	139
<i>Natalie Geese</i>	
Hundehaltung in der zweiten Lebenshälfte	157
<i>Harald Künemund, Julia Hahmann und Katja Rackow</i>	
Hunde, wollt ihr ewig leben? Der tote Vierbeiner – ein Krisentier	175
<i>Matthias Meitzler</i>	

Teil III Hermeneutik und Phänomenologie

Wirklichkeitsflucht und mögliche Welterweiterung. Hunde als Objekte im Modus des Als-Ob	203
<i>Thomas Loer</i>	
Der Hund zwischen Mensch und Mensch: Vermittler, Dritter, Kyniker	229
<i>Joachim Landkammer</i>	
Hunde als Korrelate des Erlebens. Einige phänomenologiebasierte Überlegungen	251
<i>Ronald Hitzler</i>	
Der Dackelblick. Phänomenologie einer besonderen Hund-Mensch- Vergemeinschaftung	265
<i>Robert Gugutzer und Natascha Holterman</i>	

Das Tier, das also ich *nicht* bin. Kultursoziologische und
kulturhistorische Annotationen zu einer sozialen Archäologie
über das ‚Idyll von Herr und Hund‘ 285
Ehrhardt Cremers

Autorinnen und Autoren 303

Eine soziologische Perspektive auf Hunde

Zur Einleitung

Nicole Burzan

1 Hunde als Thema in der Soziologie

Wenn jemand ‚auf den Hund gekommen‘ ist, ist damit in den meisten Fällen eine negative Konnotation verknüpft. Wagner (2012: 31) zufolge bedeutet die Redewendung, dass jemand wirtschaftlich ruiniert ist, und sie rührt möglicherweise daher, dass im Mittelalter in den Boden einer Geldtruhe das Bild eines Hundes geschnitzt wurde, der symbolisch die Reichtümer bewachen sollte. War nun so wenig Geld vorhanden, dass der geschnitzte Hund sichtbar wurde, war es um die Ressourcen nicht gut bestellt. Eine alternative Erklärung besteht darin, dass Bauern, die sich einen Ochsen oder Esel als Zug- bzw. Tragtier nicht leisten konnten, einen Hund einsetzten, wodurch ebenfalls ihre prekäre materielle Lage deutlich wurde. Wenn wir – oder Sie als Leserin oder Leser – hier ‚auf den Hund kommen‘, so bedeutet dies jedoch keineswegs etwas Negatives. Es zeigt vielmehr an, sich auf Themen rund um den Hund aus soziologischer und teilweise multidisziplinärer Perspektive einlassen zu wollen und ihnen auf den Grund zu gehen.

Hunde als Thema soziologischer Forschung könnten auf den ersten Blick eine gewisse Verwunderung hervorrufen, geht es doch in der Soziologie um das Zusammenleben von Menschen in Gesellschaften. Und tatsächlich schlägt einem – neben vielfältigem Interesse, dies sei nicht unterschlagen – von Fachkolleginnen und -kollegen zeitweise eine fast schon emotional gefärbte Ablehnung entgegen, wenn man Pläne verkündet, sich z. B. im Rahmen von Fachkonferenzen oder Forschungsprojekten mit Hunden beschäftigen zu wollen. Solche persönlichen Erfahrungen werden flankiert durch Aussagen z. B. bei Gutjahr/Sebastian (2013) oder Wiedenmann (2015) über den Stellenwert von Tieren in der Soziologie. Letzterer etwa konstatiert eine „humansoziologische Tierversessenheit“ (2015: 257), die auch durch die zunehmend populärer werdenden Human-Animal Studies nicht wesentlich aufgehoben werde. Als Gründe für diese relative Indifferenz nennt

Wiedenmann (2015: 262ff.) eine „industrialistische Schlagseite“ der Disziplin und zudem grundbegriffliche Annahmen und Vorentscheidungen über die Grenzen und Ränder von Sozialität. Denn die Thematisierung von Haustieren wie Hunden führt mit hoher Wahrscheinlichkeit dazu, Annahmen z. B. über handelnde Akteure oder Zuordnungen zu Natur oder Kultur usw. in unbequemer Weise in Frage zu stellen.

Auf der anderen Seite sind Hunde im Alltag kein Spezialthema lediglich für eine interessierte Minderheit. „Hunde und Kinder gehen immer“, sagte mir eine Journalistin über das von ihr vermutete Interesse von Zeitungsleserinnen und -lesern. Dies liegt möglicherweise daran, dass Hunde in Gesellschaften wie der unseren die einzigen Haustiere sind, die in der Regel mehrmals täglich in der Öffentlichkeit – in Wohngebieten, Parks, auf Einkaufsstraßen usw. – ausgeführt werden. Dies liefert Anlässe für kontroverse Diskussionen. Auch Menschen, die Hunden eher indifferent oder ablehnend gegenüberstehen, sind gelegentlich von ihnen ‚betroffen‘, z. B. als Joggerin oder Spaziergänger, als Gast im Hundehalter-Haushalt, beim lästigen Treten in oder Umgehen von Hundekot auf Gehwegen usw. Seltener, aber durch die mediale Berichterstattung bekannte negative Ereignisse bestehen beispielsweise darin, dass ein Hund jemanden gebissen oder einen Unfall verursacht hat, oder auch darin, dass Hunde Opfer von vergifteten Ködern, Vernachlässigung usw. wurden. Aber natürlich finden sich auch viele und vielfältige Belege für positive Funktionen und Konnotationen von Hunden: z. B. als Begleit- und Therapiehund, als Retter in der Not, als ‚Alarmanlage‘ gegen Einbrecher, als Familienelement, als ‚(bester) Freund‘ des Menschen oder einfach als treu, verlässlich, anhänglich usw. Zeitungen und Illustrierte thematisieren auch dieses Verhältnis immer wieder, z. B. als Titelstory „Bester Freund“ (Focus 27/2014) oder „Tierische Liebe“ (Stern 12/2015). Und auch in der sozialwissenschaftlichen Literatur sind zumindest Tiere generell nicht vollständig unthematisiert (vgl. z. B. Pfau-Effinger/Buschka 2013; Brucker et al. 2015).

Darüber hinaus gibt es im Alltag häufige Gelegenheiten, Hunden zumindest beiläufig zu begegnen, denn immerhin gab es einer Studie des Industrieverbands Heimtierbedarf (IVH) und des Zentralverbands Zoologischer Fachbetriebe (ZZF) zufolge im Jahr 2015 knapp acht Millionen Hunde in Deutschland (mit gegenüber den Vorjahren leicht steigender Tendenz). Die Arbeitsgemeinschaft Verbrauchs- und Medienanalyse (VuMA) ermittelte 9,3 Millionen Hundebesitzer und das IfD Allensbach 11,6 Millionen Personen ab 14 Jahren mit mindestens einem Hund im Haushalt (beide mit geringfügig fallender Tendenz gegenüber den Vorjahren).¹

1 Quellen: <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/30157/umfrage/anzahl-der-haustiere-in-deutschen-haushalten-seit-2008/>; <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/>

Hinzu kommt ein weiterer Aspekt: Menschen mit Hund sind sozialstrukturell nicht spezifischen Gruppierungen zuzuordnen, sondern in der Bevölkerung weit verbreitet. Eine etwas ältere Studie (Habig/Flaig 2005) ermöglicht die Zuordnung von (Rasse-)Hundebesitz zu verschiedenen (Sinus-)Milieus (in die Befragte anhand ihrer sozialen Lage und ihrer Wertorientierungen eingeordnet wurden). In nur zwei von zehn Milieus wird dort ein unterdurchschnittlicher Hundebesitz konstatiert, in beiden Fällen in unteren sozialen Lagen.² Rassehundebesitzer³ sind tendenziell etwas häufiger in gehobenen sozialen Lagen anzutreffen. Präferenzen für bestimmte Rassen lassen sich hingegen nur teilweise milieuspezifisch zuordnen, z. B. sind deutsche Jagdhunde-Rassen vor allem in Milieus mit traditionelleren Werthaltungen zu finden. Allenfalls schwache Zusammenhänge werden beim Vergleich von Einstellungen von Befragten mit und ohne Hund im Haushalt konstatiert. Die beiden Gruppen unterschieden sich z. B. nicht signifikant danach, wie leicht es ihnen falle, neue Menschen kennenzulernen. In einer anderen Untersuchung (Töpfer/Beeger-Naroska 2013) wird ergänzt, dass z. B. auch das Merkmal Geschlecht nur bedingt erklärungskräftig für Einstellungsunterschiede gegenüber Haustieren sei. Zusammengefasst lässt sich Künemund et al. (in diesem Band) zustimmen, die feststellen, dass Menschen mit Hunden „im Großen und Ganzen Menschen wie alle anderen auch zu sein [scheinen]“.

Die Anzahl und die Verbreitung von Hunden wie auch der damit verbundene umfassende Markt für hundeauffine Konsumartikel und Dienstleistungen – bei näherem Hinsehen gibt es fast nichts, was es für Hunde nicht gibt: von der Kleidung über Wellnessangebote bis zum Hunde-TV – weisen somit darauf hin, dass es sich bei Hunden nicht um ein Spezialthema handelt, das nur wenige Fans und darüber hinaus Disziplinen wie z. B. die Ökonomie⁴ oder die Tiermedizin beschäftigt. Auf der Suche nach einer soziologischen Perspektive auf Hunde oder generell auf

182518/umfrage/besitzer-von-haustieren-nach-haustierart/; <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/170901/umfrage/haustiere-im-haushalt/> (Zugriff 16.05.2016).

- 2 Quelle für die Studienergebnisse: http://www.vdh.de/fileadmin/media/presse/daten/cs_Hundehalter_bericht.pdf (Zugriff 16.05.2016).
- 3 Laut VDH (Verband für das deutsche Hundewesen) gab es 2011 in Deutschland 69 % Rassehunde und entsprechend 31 % Mischlinge (Quelle: <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/30116/umfrage/verhaeltnis-rassehund---mischling-in-deutschland/>; Zugriff 16.05.2016).
- 4 Ohr (2014) konstatiert einen jährlichen Umsatz von 9,1 Mrd. Euro durch die Heimtierhaltung in Deutschland, darunter nicht unbeträchtliche ca. 4,6 Mrd. Euro durch Hundehaltung. Sie bezieht verschiedene Kategorien ein, neben Gütern wie Futter, Zubehör, Gesundheitsartikeln, Ratgebern und Zeitschriften u. a. Dienstleistungen wie z. B. Versicherungen, Hundeschulen und -pensionen oder Bestattungen.

Tiere stößt man allerdings insbesondere auf die interdisziplinären Human-Animal Studies, die darauf abheben, das Gebiet des Sozialen nicht auf Menschen zu begrenzen, und die teilweise enge Bezüge zu Tierethikdebatten aufweisen. Buschka et al. (2012) identifizieren vier Schwerpunkte dieser Forschungsrichtung: die soziale Konstruktion des Tieres, Tiere in sozialen Interaktionen, Herrschaft und Gewalt im Mensch-Tier-Verhältnis sowie den Wandel gesellschaftlicher Mensch-Tier-Verhältnisse (u. a. im Kontext von Tierschutz und Tierrechten). In Teilen sind diese Forschungen mit der Forderung verknüpft, Tiere nicht zu unterdrücken und ihnen einen ethisch ‚angemessenen‘ (Akteur-/Subjekt-)Status zuzugestehen. Aufgrund von solchen normativen Orientierungen und der oben genannten „Tierversessenheit“ der Soziologie verwundert es nun nicht mehr, dass insbesondere empirisch gut fundierte soziologische Beiträge zum Thema „Hunde“ entweder fehlen (so ist mir etwa nicht bekannt, dass es z. B. eine neuere bevölkerungsrepräsentative Studie zum Zusammenhang von Hundebesitz und sozialstrukturellen und weiteren Merkmalen von Hundehaltern gäbe) oder dass sie im Kontext spezieller Thematiken (z. B. tiergestützte Therapien im Krankenhaus, vgl. Pohlheim 2012) für eine soziologische Perspektive auf Hunde meist wenig sichtbar sind.

Mit der Tagung „Auf den Hund gekommen“, die Ronald Hitzler und ich im April 2015 in Kooperation mit der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie an der Technischen Universität Dortmund veranstaltet haben und auf der dieses Buch fußt, haben wir daher intendiert, soziologische und soziologieaffine Beiträge und Diskussionen über Hunde zusammenzuführen. Im Call for Papers hatten wir folglich dazu eingeladen, das Phänomen ‚Hund‘ – diesseits moralisierender Sollens- und Wollensdebatten – u. a. im Hinblick auf bislang vernachlässigte Dimensionen der Erlebensqualität (s. Hitzler in diesem Band) und Distinktionsmarkierung in den analytischen Blick zu nehmen.

Der Begriff der Distinktionsmarkierung verweist dabei auf die Option, die im Alltag (zumindest am Rande) nahezu omnipräsenten Hunde aus einer etablierten soziologischen Perspektive heraus zu untersuchen, und zwar aus der Sicht der sozialen Ungleichheitsforschung, die einen meiner Arbeitsschwerpunkte darstellt (vgl. Burzan 2011). Es geht mir darum, mit diesem Beispiel zumindest anzudeuten, inwiefern es sich lohnt, soziologische Konzepte durch eine Thematisierung von Mensch-Hunde-Relationen und insbesondere auch von hundevermittelten Mensch-Mensch-Relationen zu irritieren bzw. zu bereichern, und inwiefern es somit bei einer soziologischen Befassung mit Hunden ganz eindeutig um das Zusammenleben von Menschen geht.

2 Eine soziologische Perspektive auf Hunde am Beispiel der Ungleichheitsforschung

Grundsätzlich lassen sich aus ungleichheitssoziologischer Perspektive zwei auf Hunde gerichtete Blickrichtungen unterscheiden. Die eine ist makrosoziologisch. Dabei geht es um den Blick auf Hunde u. a. als Zeichen von Lebensstilen und damit darauf, welche sozialstrukturell typischen Orientierungen auf Hunde identifizierbar sind. Die andere Blickrichtung setzt mikrosoziologisch an. Dabei wird z. B. untersucht, wie Distinktionslinien im Interaktionskontext zum Ausdruck kommen und sich wandeln oder in Diskursen verhandelt werden.

Wenn man Hunde als *Ausdruck von Lebensstilen* ansieht, ist damit die Annahme verknüpft, dass Hunde etwas über den dazugehörigen Menschen anzeigen. Den kleinen Chihuahua etwa würden die meisten Zeitgenossen im Alltag typischerweise einer anderen Halterin zuordnen (nicht erst seit Paris Hilton einen Vertreter dieser Rasse in eine Talkshow mitnahm) als den Pitbull-Terrier; und sie wären auch weniger überrascht, wenn der Chihuahua „Conchita“ hieße, als wenn er „Horst“ gerufen würde. Selbst Ratgeber im Stil von ‚Welcher Hund passt zu Ihnen?‘ verweisen auf die Vorstellung, es gebe (soziale) ‚Schubladen‘ von Hundehaltern. Wenngleich die oben angesprochene Milieustudie keine strengen Trennlinien sozialstruktureller Prägung der Hundehaltung aufgezeigt hat, finden sich doch immer wieder Anzeichen dafür, dass Hunde als expressiver Ausdruck von Lebensstilen angesehen werden (so schon Veblen 1997: 141). In einem Bildband mit dem Titel „Wohnen mit Hund“ etwa wird Gräfin Charlotte von Bismarck zitiert, die lachend gesagt habe: „Ich habe zuerst den Hund gehabt und dann die Einrichtung auf ihn abgestimmt“ (von Perfall/Hölper 2011: 136). Eine nicht nur fallbezogene, sondern in gewisser Weise typische Verknüpfung von Lebenslagen mit Lebensstilen und deren Reproduktion (vgl. Bourdieu 1997) liegt hier nahe. Der Hund wird in eine Statussymbolik integriert. Die Besonderheit von Hunden im Vergleich zu anderen Haustieren oder anderen Geschmack anzeigenden Präferenzen besteht nun darin, dass der Hund seinen Halter oder seine Halterin oft in öffentliche Räume begleitet und daher dessen bzw. deren Geschmack auch im flüchtigen Kontakt sichtbar wird als z. B. der Geschmack in Bezug auf Musik oder Möbel. Auch im Zeitvergleich kann der Wandel von Ideen, die mit der Hundehaltung verbunden sind, für die Ungleichheitsforschung aufschlussreich sein. So zeigt etwa Buchner (1991), dass um 1900 der emotionalisierte (Luxus-)Hund, für den ohnehin die Wohlhabenden am ehesten Ressourcen hatten, in der Aristokratie und im aufstrebenden Bürgertum an Bedeutung gewann, nicht zuletzt als Schoßhündchen für die Dame. Es geht also nicht allein um das Aussehen von Hunden und den Umgang mit ihnen oder die Kommunikation über sie, sondern auch um die dadurch transportierten Ideen über

Funktionen und um Zuschreibungen. Wenn in Medien der Umgang von Menschen mit Hunden thematisiert wird, dann häufig mit einem gesellschaftskritischen Tenor, z. B. zur Frage, welcher Umgang mit Hunden oder Haustieren ‚normal‘ sei. Und wenn in einem Zeitungsartikel berichtet wird, dass ein Hund seinen Herrn keineswegs alleinlassen wollte, als dieser ins Krankenhaus musste, wird dem Hund hier ein zu berücksichtigender Wille zugeschrieben, und zwar in Verbindung mit spezifischen sozialstrukturellen Merkmalen seines Besitzers, in diesem Fall eines älteren, alleinlebenden Mannes.

Welche sozialen Lagen im weiteren Sinne mit welchen Ideen und expressiven Formen der Hundehaltung verbunden sind und in welchem Ursache-Wirkungs-Zusammenhang diese Elemente möglicherweise zueinander stehen (können Hunde z. B. Einsamkeit mindern, oder haben sozial aufgeschlossene Menschen eher einen Hund als andere?), kann mit vorhandenen empirischen Daten jedoch kaum solide fundiert werden. In großen Mehrthemenumfragen können relevante Dimensionen dieser Fragestellung offenbar nicht hinreichend differenziert berücksichtigt werden. So lassen sich möglicherweise sogenannte ‚Kampfhunde‘ nicht eindeutig einem bestimmten Milieu zuordnen, aber ggf. sind bessere sozialstrukturelle Zuordnungen im weiteren Sinne möglich, wenn man Hundehalterinnen und -halter unterscheidet, die *wegen* oder *trotz* des Images bestimmter Hunderassen einen solchen Hund besitzen. Eine umfassender angelegte – im Idealfall methodenplural (vgl. Burzan 2016) vorgehende – Primärforschung scheitert jedoch bislang an der mangelnden Aufmerksamkeit der Ungleichheitsforschung z. B. für die Markierung von Zugehörigkeiten und Abgrenzungen, für die Eröffnung von Teilhabeoptionen oder auch ihr Obsoletwerden gerade durch einen Hund.

Zu Distinktionslinien (und ihrem Wandel) im Interaktionskontext: Lebensstile und Handlungsorientierungen bedürfen einer Ausdrucksform in konkreten Situationen. Man kann auch z. B. über Hunde sprechen oder für sie Dinge kaufen, aber am deutlichsten werden hundeinduzierte Orientierungen in Interaktionssituationen zwischen Menschen in Anwesenheit von Hunden. Zwar mag es sein, dass Menschen unterschiedlicher Milieus mit ihrem Hund andere Orte und Interaktionssituationen aufsuchen (schon durch segregierte Wohnorte oder durch das Profil und den Preis einer Hundeschule etc.), aber es bleiben (zumindest oberflächliche) Begegnungs- und Kommunikationsgelegenheiten, die zunächst einmal durch den Hund und nicht durch andere (z. B. Milieu-)Gemeinsamkeiten mitgeprägt sind. Bei wiederholter Begegnung bei der morgendlichen Hunderunde ist es fast unmöglich, nicht gelegentlich einmal ein Wort miteinander zu wechseln. Anders ausgedrückt: Der Hund ist eine Ressource für gewünschte Kommunikation mit anderen. Die Marketingexpertin und der Anstreicher, deren Hunde sich gut verstehen, haben hierdurch ein gemeinsames Thema. (Bergmann wies bereits 1988 darauf hin, dass

Haustiere sich auch in geselligen Runden gut als kommunikative Ressource eignen, die Themen liefern, durch deren Ansprache man sich anbahnende Konflikte umlenken kann usw.)

Hundevermittelte Zugehörigkeitsmarkierung oder Abgrenzung/Konflikt sind mögliche Ausprägungen, bei denen Linien nicht nur zwischen Hundefreunden und -gegnern verlaufen müssen. Auch innerhalb der Hundehaltergruppe können die Ansichten sehr dezidiert sein dazu, ob der Hund z. B. ohne Leine laufen darf/sollte oder nicht, welches Futter am besten ist, ob der Hund einen Wintermantel benötigt usw. Man ‚erkennt‘ sich so möglicherweise recht schnell als ähnlich oder anders. Robins et al. (1991) etwa stellten bei der Beobachtung von Menschen mit Hunden in einem öffentlichen Park nicht nur fest, dass die Hunde Kontakte erleichterten (u. a. sprachen manche den Hund statt den Menschen an: „triangling“), sondern auch, dass Hundehalter ihre Vertrauenswürdigkeit in den Augen der anderen ausdrücken konnten, dadurch dass ihre Reaktion darauf beobachtet wurde, wenn sich ihr Hund nicht regelkonform verhielt (was bei Hunden notorisch der Fall ist, sodass solche Situationen immer wieder vorkamen).

Aus der Perspektive der soziologischen Ungleichheitsforschung wäre interessant, ob und wie in diesen Begegnungen mit Hunden auch ein vertikales ‚doing inequality‘ betrieben wird. Denn damit aus Unterschieden soziale Ungleichheiten werden, müssen sie ja bekanntlich als sozial ungleich bewertet werden, müssen sie Folgen für die Positionierung im sozialen Raum nach sich ziehen. Das populäre Interesse an Hunden fokussiert diese Perspektive meist nicht. Oft geht es um den Hund (seine Bedürfnisse usw.) oder um das Verhältnis vom Hundehalter zum Hund (wie erzieht man ihn, wie deutet man sein Verhalten usw.), ggf. noch um das Verhalten von Hunden ihren Artgenossen gegenüber, weniger systematisch jedoch um die Begegnungen mehrerer Menschen mit Hund und damit verbundene Prozesse des Auf- und Abwertens. Dabei würde man empirisch vermutlich nicht ausschließlich an der Interaktionssituation ansetzen, sondern z. B. auch bei der Untersuchung von Vorkehrungen, die „richtigen“ Leute zu treffen, z. B. durch gezielte Werbung oder durch einen Blog, in dem man Wanderwege für eine bestimmte Hunderasse beschreibt. Aber man würde selbstverständlich *auch* Interaktionssituationen beobachten und analysieren. Untersuchungsdimensionen wären dann beispielsweise, unter welchen Umständen welche Zugehörigkeits- oder Abgrenzungsmarkierungen zwischen Hundehaltern oder zwischen hundeauffinen und hundeaversen Personen zum Tragen kommen. Unterscheidet sich das Verhalten auf der täglichen Gassistrecke von dem auf dem sonntäglichen Volkswanderweg? Hängt dies auch von der Größe und von offensivem oder defensivem Verhalten des Hundes ab? Lassen Differenzen in Bezug auf Hundehaltung andere milieuspezifische Gemeinsamkeiten weniger bedeutsam erscheinen? Die Bandbreite von „der ist aber süß“ über „das hat er

noch nie gemacht“ bis zu „wer geht hier eigentlich mit wem spazieren?“ ist, so die Vermutung, nicht nur eine deskriptive Unterscheidung, sondern mit sozialen und möglicherweise eben auch sozialstrukturellen Kontexten verknüpft. Anhand der Analyse von Interaktionen lässt sich in diesem Zusammenhang ein dynamisches Moment der Ungleichheitsperspektive auf das Mensch-Hund-Mensch-Verhältnis erfassen.

Diese ungleichheitsorientierten Fragestellungen illustrieren, wie man aus einer soziologischen oder jedenfalls sozialwissenschaftlichen Perspektive ‚auf den Hund kommen‘ kann, wenn z. B. keine normative oder evaluative Intention im Vordergrund steht, sondern wenn man neugierig darauf ist, welche Funktionen und Eigenschaften Hunden unter welchen Bedingungen zugeschrieben werden (u. a. was sie wohl ‚denken‘, ‚wollen‘, ‚fühlen‘ etc.) und welche Folgen solche Zuschreibungen in mehr oder weniger spezifischen sozialen Kontexten haben. Nochmals: Es geht also nicht darum, ob und was Hunde ‚wirklich‘ denken (wie sollte man das auch wissenschaftlich herausfinden?) und welche Rechte sich daraus ggf. für sie schlussfolgern lassen, sondern darum, welche Implikationen und Folgen es in sozialen Kontexten hat, wenn Menschen Hunden spezifische Funktionen, Gedanken und Eigenschaften zuschreiben, wenn sie z. B. ihren Zeitrhythmus auf den Hund abstimmen oder wenn das Tier (kompensatorische) Funktionen für ‚seinen‘ Menschen erfüllt. Damit befassen sich – ohne Anspruch auf eine systematische ‚Vollständigkeit‘ – die Beiträge in diesem Buch.

3 Die Beiträge in diesem Buch

Die vorliegenden Beiträge haben wir drei Blöcken zugeordnet. Im ersten – *„Mythos und Geschichte“* – sind Texte zusammengefasst, die Überlegungen zum Verhältnis von Menschen und Hunden rahmen in dem Sinne, dass etwa – typischerweise ambivalente – kulturelle Vorstellungen von Hunden (auch im historischen Wandel) mit allgemeineren und spezielleren Bezügen (z. B. auf Hunde als Nahrungsmittel oder als Hygienedefizit) thematisiert werden. Die im zweiten Teil – *„Funktionen und Relationen“* – versammelten Autorinnen und Autoren greifen spezifische Beispiele heraus, die sie empirisch daraufhin untersuchen, welche Implikationen es hat, wenn Hunden bestimmte Funktionen zugeschrieben werden (z. B. als Lese- oder als Blindenführhund) oder wenn sie in bestimmten (öffentlichen) Situationen auftreten (z. B. als ‚Fahrgast‘ in der Straßenbahn). Im dritten Teil schließlich – *„Hermeneutik und Phänomenologie“* – geht es im Wesentlichen um die Frage, als was Hunde angesehen werden. Auf unterschiedlicher theoretischer Grundlage und

mittels unterschiedlicher Herangehensweisen werden – z. B. anhand von Hunden in der Literatur oder dem „Dackelblick“ – Konzepte wie Hunde als Objekte im Modus des Als-Ob, als Dritter oder als Korrelate des Erlebens herausgearbeitet.

3.1 Mythos und Geschichte

Der *erste Teil* beginnt mit dem Beitrag von *Muna Nabhan*, die die Ambivalenz der Symbolik von Hunden betont. Sie setzt bei Jäger- und Sammlergesellschaften und danach an Beispielen aus unterschiedlichen Epochen an, um kulturelle Vorstellungen von Hunden als Grenzgänger zwischen Eigen- und Fremdwelt zu erläutern. U. a. ist der Hund unrein und rein zugleich, wild und auch zahm und gilt vielfach als Jenseitsbote oder Seelenbegleiter ins Jenseits. Auch mit den monotheistischen Religionen, in denen Hunde oft als unrein galten, verschwand die Ambivalenz nicht vollständig. Und in der gegenwärtigen westlichen Welt gibt es ebenfalls Indizien, die diese Zugehörigkeit von Hunden zur Endo- und Exosphäre anzeigen.

Maren Lehmann nimmt die Thematik einer ambivalenten Symbolik in Bezug auf Hunde auf und fragt im Hinblick auf semantische Potenziale, wovon (noch) die Rede ist, wenn vom Hund die Rede ist. Ihre Ausgangsüberlegung lautet, dass Hund und Mensch komplementäre, einander ergänzende Beobachter seien, wobei der Hund das andere, aber nicht das Gegenteil des Menschen bezeichne. Diese Überlegung diskutiert Lehmann im Weiteren am Hund als ‚zoon politikon‘, als Dämon und als Melancholie des Menschen.

Heiko Schnickmann gibt anschließend einen konzisen Überblick über soziale Funktionen von Hunden im Mittelalter. Sozialstrukturelle Faktoren kommen hier deutlich zum Tragen, insofern Hunde z. B. im Adel eine andere Funktion hatten als für den Klerus oder für Bauern oder gar als Straßenhunde. Waren beispielsweise Jagdhunde ein Statussymbol für Adlige, war der Wachhund des Bauern zu deutlich mehr Passivität verdammt, was der sozialen Stellung ihrer Besitzer durchaus entsprach. Auch weitere Beispiele zeigen, dass man nicht von ‚dem‘ Hundebild im Mittelalter sprechen kann, sondern Hunde bereits zu dieser Zeit mit differenzierten sozialen Funktionen versehen wurden.

Eine andere Art von Ambivalenz dessen, was Hunde symbolisieren, richtet sich auf die Frage, ob man Hunde essen darf bzw. sollte. *Britta Ramming* ist diesem heutzutage in Westeuropa als fast selbstverständlich geltenden Nahrungstabu auf der Spur. Sie führt Erklärungsansätze für dieses Tabu auf (z. B. durch Religion, Gesundheit oder kollektive Identitätsstärkung begründet), zeigt allerdings auch an Beispielen für Kynophagie aus unterschiedlichen Epochen, dass in manchen

Kulturen der Verzehr von Hunden keineswegs abwegig war, sondern Hunde z. B. als Delikatesse angesehen oder im Rahmen von Ritualen gegessen wurden bzw. werden.

Auch *Thorsten Benkel* untersucht ein im Zusammenhang mit Hundehaltung ambivalentes Phänomen, nämlich Hunde als potenzielles Hygienedefizit. Durch die regelmäßige Konfrontation von Hundehaltern mit Hundekot ergibt sich eine zwiespältige Gleichzeitigkeit von (para-)sozialer Kameradschaft bzw. Fürsorgekultur auf der einen und internalisierten Ekelgefühlen auf der anderen Seite. Dadurch, dass in Bezug auf die Hygiene der animalische Charakter des Hundes deutlich zum Ausdruck kommt, spitzt das Thema die Dialektik von Nähe und Ferne von Menschen zu Hunden nachdrücklich zu. Zudem ist das ‚Geschäft‘ insofern eine Komponente in sozialen Interaktionen, als nicht die Hunde, sondern ihre Besitzer für die (rasche) Entfernung von Hundehaufen verantwortlich gemacht werden.

3.2 Funktionen und Relationen

Im *zweiten Teil* des Bandes untersuchen die Autorinnen und Autoren an empirischen Beispielen konkrete Funktionen von Hunden und mit Hunden verknüpfte soziale Relationen in spezifischen Situationen.

Jo Reichertz diskutiert die im Zusammenhang mit Hunden in der Öffentlichkeit nicht selten auftauchende Frage nach Legalität und Legitimität. In einer per Videoanalyse ausgewerteten Fernsehreportage geht es darum, ob für Hunde in der Straßenbahn ein Kinderfahrschein zu kaufen ist. Während in der Sendung zunächst eine Hundehalterin gezeigt wird, die sich gegenüber einem Kontrolleur uneinsichtig zeigt und eine Strafe zahlen muss, packt eine andere ihren kleinen Hund kurzzeitig in eine Tasche, was bei der Kontrolle als legitime Strategie anerkannt wird. Durch einen Vergleich der Merkmale der Frauen und ihrer Hunde sowie der Kameraführung arbeitet Reichertz heraus, dass in der Fernsehsendung eine vordergründige Erfüllung von Vorschriften ohne Konfrontation als ‚gute‘ Lösung beim Mitführen von Hunden favorisiert wird.

Tobias Röhl thematisiert Hunde als Lesehunde in Grundschulen. Die pädagogische Funktion besteht darin, den Schülerinnen und Schülern durch einen nicht wertenden Zuhörer Hemmungen beim Vorlesen zu nehmen. Röhl zeigt nun, gestützt auf Ratgeberliteratur und Experteninterviews, welche Zuschreibungen (eines Akteursstatus) und welche Bedingungen des Settings mit dieser Lesehundefunktion verbunden sind. U. a. werden Hunde mit bestimmten Merkmalen ausgewählt, und Verhaltensregeln für die Situation gelten sowohl für den (möglichst vorbildlichen) Hund als auch für die Kinder, dadurch, dass z. B. dem Hund zugeschriebene Bedürfnisse expliziert werden (etwa dass er Ruhezonen benötigt). Nötig sind nichtsdestoweniger auch

Hundeführer, die als ‚Übersetzer‘ und ‚Fürsprecher‘ für den Hund agieren, was den zugeschriebenen Status des Tieres als „Quasi-Akteur“ untermauert.

Eine weitere spezifische Funktion von Hunden ist die des Führhundes für blinde Menschen, die den Forschungsgegenstand für *Natalie Geeses* Analyse bildet. Den theoretischen Rahmen bilden (im Anschluss an Goffman) Stigmatisierungen, die in Interaktionssituationen von blinden Menschen mit Führhunden und anderen Menschen zum Tragen kommen können. So kann der Führhund in einer Situation zum stigmatisierenden Attribut einer Führhundhalterin werden (insbesondere im Falle tierischen Fehlverhaltens). Dies lässt im Weiteren aber auch nach Strategien des Stigmamanagements fragen, was im Beitrag am Fallbeispiel eines Spaziergangs konkretisiert wird, bei dem sich die (menschlichen) Beteiligten bemühen, durch Strategien der positiven Imagewahrung möglichen Stigmatisierungen vorzubeugen.

Harald Künemund, Julia Hahmann und Katja Rackow widmen sich der Funktion von Hunden nicht in einer spezifischen Situation, sondern in einer Lebensphase: der „zweiten Lebenshälfte“. Oftmals werden in der Literatur positive Effekte von Hundehaltung für ältere Menschen unterstellt. Die suboptimale Datenlage reflektierend, zeigt das Autorenteam mit Daten des Sozioökonomischen Panels und des Alterssurveys, dass die Befunde zu Kausalzusammenhängen zwischen dem Hundebesitz als Ursache und besserer Gesundheit oder zufriedenstellenden Sozialkontakten als Wirkung bei älteren Menschen weniger eindeutig belegt werden können, als man es der Literatur gemäß annehmen konnte. Weiterer Forschungsbedarf wird hier als dringend notwendig angesehen.

In den meisten Fällen sind Hundebesitzer schließlich irgendwann mit der Krisensituation konfrontiert, dass ihr Hund stirbt. *Matthias Meitzler* setzt den Fokus auf Umgangsweisen mit der Trauer durch die Besitzer, die teilweise auch im öffentlichen Raum einen Ausdruck findet. Im Rahmen eines Forschungsprojekts über den Wandel von Bestattungskulturen analysiert er u. a. zunehmend individuell gestaltete Hundegräber auf Tierfriedhöfen und zeigt auch, inwiefern sich als legitim angesehene Formen der Trauer bei menschlichen vs. tierischen Verstorbenen unterscheiden oder umgekehrt eine Antropomorphisierung stattfindet und welche Trends beobachtbar sind (z. B. Infantilisierung, Mediatisierung). Am Beispiel des Umgangs mit Trauer arbeitet Meitzler somit heraus, welche Merkmale und welchen Status Menschen Hunden zuschreiben.

3.3 Hermeneutik und Phänomenologie

Im *dritten Teil* des Bandes verschiebt sich der Fokus von ganz konkreten Funktionen von und Situationen mit Hunden tendenziell auf hermeneutische und phänomenologische Zugänge z. B. zur Thematik, als was Hunde angesehen werden.

Thomas Loer zeigt dazu an zwei Passagen aus einem Gespräch mit einer Hundehalterin, die ihre Hunde mit Familienmitgliedern vergleicht, welche Rolle Hunde im Leben von Hundehaltern spielen. Beiläufig demonstriert er mit der Darstellung seines Vorgehens in transparenter Weise, wie Objektive Hermeneutik funktioniert. Inhaltlich formuliert er als vorläufige Strukturgeneralisierung, dass Hunde als Objekte im Modus des Als-Ob ein fingiertes Leben ermöglichen, ohne dass das Deutungsmuster von Hunden als Tieren damit getilgt wäre. Im Weiteren diskutiert er u. a., warum Hunde für diese Rolle geeignet sind und ob es sich bei den herausgestellten Deutungsmustern eher um eine Wirklichkeitsflucht oder eine Weiterweiterung handelt.

Joachim Landkammer nimmt in seinem Beitrag Systematisierungen zur Rolle von Hunden vor, die heutzutage eher als Begleithund denn als Nutztier angesehen werden. Dies macht den Hund aber wiederum zum Vermittler, etwa im Zuge sozialer Kontakthanbahnung: Er ist eine Art organische Sozialprothese durch sein dem erwachsenen Menschen nicht ohne weiteres mögliches räumliches „Herumstromern“. Aber das Tier erweitert den Radius auch zeitlich, insofern der schneller alternde Hund Menschen einen anderen Wahrnehmungshorizont vermittelt. Die Ausführungen zur Ambivalenz einer klar begrenzten Selbstbestimmtheit von Hunden, die damit dem Menschen durch hundetypische Eskapaden kompensatorisch ein bürgerlich gezähmtes Leben erleichtern, orientieren sich dabei u. a. an Plessners Konzept der Exzentrizität und der Theoriefigur des „Dritten“.

Ronald Hitzler nimmt eine phänomenologische bzw. lebensweltanalytische Perspektive ein, wenn er Hunde als Korrelate des Erlebens thematisiert. Neben Überlegungen zu konkreten Vergewisserungen darüber, wann ein konkretes Etwas ein Hund ist, wird hier hinterfragt, als was man dieses Tier erlebt: als Freund – als sozialmoralisch relevanten Anderen – als verhaltensvariables Lebewesen – als Anlass für Vergnügen, Entspannung oder Peinlichkeiten – oder gar als Gefahr? In jedem Fall lässt sich ein Hund, mit dem man konfrontiert ist, nicht schlicht ignorieren, er verändert die Relevanzsetzungen des erlebenden Subjekts, wie nicht zuletzt der Rekurs auf Texte u. a. von Comte, von Uexküll, Schütz, Luckmann und Sartre zeigt. Hitzler schließt seinen Beitrag mit Forschungsfragen, die sich aus dieser theoretischen Perspektive ergeben.

Robert Gugutzer und Natascha Holterman wenden sich, ebenfalls aus einer phänomenologischen Perspektive, einem auf den ersten Blick sehr spezifischen

Phänomen zu, nämlich dem Dackelblick. Auch sie beabsichtigen allerdings zu zeigen, anhand welcher Indikatoren Menschen Hunden spezifische Motive zuschreiben (und sich ggf. zu entsprechenden Reaktionen „genötigt“ fühlen), und zwar in drei Ausprägungen: dem treuherzig-durchtriebenen, dem arglos-schuldbewussten und dem verzweifelt-theatralischen Dackelblick. Zugleich begründen sie (u. a. im Rückgriff auf Simmel und Schmitz), inwiefern sich durch den Blickkontakt Sozialität konstituiert. Die Analyse ergänzen die Autoren im Fazit auf dieser Basis um ein Plädoyer für eine transhumane Soziologie.

An verschiedenen Stellen im Buch wird immer wieder einmal auf Wissenschaftler oder Literaten verwiesen, die über ihre eigenen Hunde schreiben (z. B. Karl Otto Hondrich über „Charly“, Alfred Schütz über „Rover“ oder Thomas Mann über „Bauschan“). Bei *Ehrhard Cremers* erhält die Literatur einen zentralen Stellenwert als soziales Medium der Selbst- und Fremdbeobachtung von Sozialität. Er zieht u. a. Texte von Homer, Marie von Ebner-Eschenbach und Thomas Mann heran, um zwei Zuschreibungen von Menschen an Hunde als kulturelle Ressource – Ur-Passibilität und Ur-Soziabilität – zu erläutern und in ihren jeweils zeitgebundenen Kontext zu stellen.

Dieses Buch ist in Anknüpfung an die von Ronald Hitzler und mir veranstaltete Tagung mit dem Titel „Auf den Hund gekommen“ im April 2015 in Dortmund entstanden. Wir danken den Referentinnen und Referenten für ihre Beiträge, den anderen Teilnehmenden für Ihre Diskussionsbereitschaft, Sonja Rack (TU Dortmund) dafür, dass sie einmal mehr Sorge dafür getragen hat, die Texte in eine einheitliche, verlagskompatible Form zu bringen, Katrin Emmerich und Katharina Gonsior (Springer VS) für ihre freundliche Betreuung der verlagstechnischen Produktion sowie schließlich – in etwas anderer Weise – Eddy (eigentlich: Bero vom Robinienhof), dem Deutschen Pinscher, der unverhofft auch Ronald Hitzler in gewisser Weise auf den Hund gebracht hat.

Literatur

- Bergmann, Jörg R. (1988): Haustiere als kommunikative Ressourcen. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Kultur und Alltag. Soziale Welt (Sonderband 6). Göttingen: Schwartz, 299–312.
- Bourdieu, Pierre (1997 [1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brucker, Renate/Bujok, Melanie/Mütherich, Birgit/Seeliger, Martin/Thieme, Frank (Hrsg.) (2015): Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Wiesbaden: Springer VS.

- Buchner, Jutta (1991): „Im Wagen saßen zwei Damen mit einem Bologneserhündchen“. Zur städtischen Hundehaltung in der wilhelminischen Klassengesellschaft um 1900. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 27 (Mensch und Tier). Marburg: Jonas, 119–138.
- Burzan, Nicole (2011): Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien. Wiesbaden: VS.
- Burzan, Nicole (2016): Methodenplurale Forschung. Chancen und Probleme von Mixed Methods. Weinheim/Basel: Beltz Juventa (im Erscheinen).
- Buschka, Sonja/Gutjahr, Julia/Sebastian, Marcel (2012): Gesellschaft und Tiere – Grundlagen und Perspektiven der Human-Animal Studies. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 8-9/2012, 20–27.
- Gutjahr, Julia/Sebastian, Marcel (2013): Die vergessenen ‚Anderen‘ der Gesellschaft – zur (Nicht-)Anwesenheit der Mensch-Tier-Beziehung in der Soziologie. In: Pfau-Effinger, Birgit/Buschka, Sonja (Hrsg.): Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis. Wiesbaden: Springer VS, 57–72.
- Habig, Christofer/Flaig, Bodo (2005): Die Lebenswelt der deutschen Hundehalter. Ergebnisse einer Repräsentativstudie. In: Unser Rassehund 6/2005, 6–9.
- Ohr, Renate (2014): Heimtierstudie „Wirtschaftsfaktor Heimtierhaltung“. Göttingen. <https://www.uni-goettingen.de/de/...wirtschaftsfaktor-heimtierhaltung/425385.html> (Zugriff: 16.05.2016).
- Pfau-Effinger, Birgit/Buschka, Sonja (Hrsg.) (2013): Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis. Wiesbaden: Springer VS.
- Pohlheim, Katja (2012): Zwischen Improvisation und Professionalität. Tiergestützte Therapien im Krankenhaus. In: Buchner-Fuhs, Jutta/Rose, Lotte (Hrsg.): Tierische Sozialarbeit. Ein Lesebuch für die Profession zum Leben und Arbeiten mit Tieren. Wiesbaden: Springer VS, 341–352.
- Robins, Douglas M./Sanders, Clinton R./Cahill, Spencer E. (1991): Dogs and Their People. Pet-Facilitated Interaction in a Public Setting. In: Journal of Contemporary Ethnography 20(1), 3–25.
- Töpfer, Tom/Beeger-Naroska, Anne (2013): Geschlecht als Prädiktor für Einstellungsunterschiede gegenüber eigenen Haustieren. In: Pfau-Effinger, Birgit/Buschka, Sonja (Hrsg.): Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis. Wiesbaden: Springer VS, 193–218.
- Veblen, Thorstein (1997 [1899]): Theorie der feinen Leute. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Von Perfall, Manuela/Hölper, Anja (2011): Wohnen mit Hund. Besondere Menschen und ihre besten Freunde. 2. Aufl. München: Callwey.
- Wagner, Gerhard (2012): Schwein gehabt! Redewendungen des Mittelalters, 14. Aufl. Rheinbach: Regionalia.
- Wiedenmann, Rainer E. (2015): Soziologie. Humansoziologische Tierversessenheit oder das Unbehagen an der Mensch-Tier-Sozialität. In: Spannring, Reingard/Schachinger, Karin/Kompatscher, Gabriela/Boucabeille, Alejandro (Hrsg.): Disziplinierte Tiere? Perspektiven der Human-Animal-Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen. Bielefeld: transcript, 257–286.

Teil I

Mythos und Geschichte

Zwischen Natur und Kultur: Der Grenzgänger Hund

Zur Symbolik der Gattung *Canis* unter besonderer Berücksichtigung des Haushundes (*Canis familiaris*)

Muna Nabhan

1 Einleitung

Im vorliegenden Beitrag wird sich der Frage gewidmet, wie kulturelle Vorstellungen die Mensch-Hund-Beziehung entscheidend prägen. Es gilt mittlerweile als gesichert, dass Menschen universal biophil sind (Wilson 1984). Allerdings werde der Umgang mit Tieren im Laufe der Erziehung durch kulturelle Einstellungen maßgeblich bestimmt (Amiot/Bastian 2014). Kulturelle Vorstellungen basieren auf Verallgemeinerungen und Gesetzmäßigkeiten, die sich in Klassifizierungen offenbaren. Diese definieren nicht nur die Beziehung der Menschen zueinander, sondern auch die zu Tieren sowie zu Pflanzen. Sie manifestieren sich in damit in Verbindung stehenden Tötungs- und Verzehrtabus ebenso wie in Reziprozitätsverpflichtungen. Letztere sind häufig vom Grad einer festgelegten Verwandtschaftszugehörigkeit abhängig (Müller 2010). Dieses allumfassende „Verbundsystem“, welches sowohl eine Verhaltensorientierung als auch ein Naturverständnis definiert, nennen Ethnologen *Totemismus*. In pragmatischer Hinsicht handelt es sich dabei um ein „magisches Kooperationsystem“ (Malinowski 1954) oder, „kognitiv“ betrachtet, um eine Art „Naturphilosophie“ (Frazer 1935). In erster Linie stellt es aber ein Klassifikationssystem dar, das es erlaubt, die Natur zu „denken“ und „das natürliche und soziale Universum in der Form einer organisierten Totalität“ zu verstehen (Lévi-Strauss 1962). Dabei sind die Zuschreibungen der Eigenschaften dieser Klassen meist Projektionen menschlicher Werte und Normen (Müller 2010).

Indem wir Ideen, Geistesprodukte („Mentefakte“) in materielle Objekte „da draußen“ umsetzen, verleihen wir ihnen eine (relative) Dauerhaftigkeit, und in dieser dauerhaften Gestalt können wir mit ihnen technische Operationen vornehmen, für die rein innergeistige Gebilde nicht beständig genug sind (Leach 1978: 49f.).

Das elementare Merkmal jeglichen Mentefaktes ist zunächst seine Zuordnung in die Endosphäre, also in die eigene Kultur, oder in die Exosphäre, in den Raum und die Zeit, die all das umfassen, was nicht der Eigenwelt zugeordnet wird. Prämoderner Vorstellung zufolge besteht die Exosphäre dabei nicht nur aus der „Wildnis“ oder aus fremden Kulturen, sondern auch aus einer transzendent gedachten Jenseitswelt, die letztlich dieser Anschauung nach immer ein Spiegel der Endo- und Exosphäre ist und Geister umfasst, die dem Menschen gegenüber stets entweder „gut“ oder „böse“ gesinnt sind. Nach universaler kultureller Vorstellung besteht die Welt somit aus zwei Sphären: aus der eigenen „reinen“, also positivwertigen Endosphäre und der „unreinen“, negativwertigen Exosphäre. Der Mensch könne so letztlich nur zwischen *sich und seiner Negation* wählen (Müller 1987: 373). Konkret erfolge dies durch eine innere Matrix, anhand welcher die Übereinstimmungen mit sowie die Differenzen zur Eigenwelt abgeglichen werden. Manifest und tradiert werden die jeweiligen Klassifikationen z. B. in Redewendungen, Metaphern, Legenden, Sagen und Mythen (Leach 1978; Lévi-Strauss 1967; Müller 2010). Ob etwas der Endo- oder Exosphäre zugerechnet wird und somit als „rein“ oder „unrein“, als „gut“ oder „böse“ gilt, ist kontextabhängig. Diese Mehrdeutigkeiten und Ambivalenzen können entschlüsselt und verstanden werden, wenn ein Symbol in dem Kontext, in dem es auftritt, interpretiert wird. Am Beispiel Hund könnte dieses Vorgehen etwa im ersten Schritt so aussehen: Hunde sind wie Menschen, da sie wie diese Säugetiere und Warmblüter sind und nicht Vögel oder Kaltblüter. Sie erhalten oft, wie Menschen, einen Namen und gelten damit als Individuen. Hunde unterscheiden sich aber u. a. insofern vom Menschen, als dass sie ein Fell haben und auf vier Beinen laufen (Hugh-Jones/Laidlaw 2000).

Der vorliegende Beitrag stellt einen Versuch dar, das Symbol „Hund“ weitergehend zu deuten und dessen Mehrdeutigkeiten in einen kulturübergreifenden historischen Zusammenhang zu setzen. Als Erstes soll hierfür erörtert werden, auf welche Ursache die universal gegebene symbolische Ambivalenz des Hundes ursächlich zurückzuführen ist. Beispiele beschränken sich dabei nicht auf den Haushund, sondern beziehen andere Vertreter der Gattung *Canis* ein. Mittlerweile gilt es als gesichert, dass der nächste noch lebende Verwandte des Haushundes der Wolf ist. Lange Zeit aber wurden auch Schakale und Koyoten als Vorfahren in Betracht gezogen (vgl. z. B. Zimen 1992). Von Interesse ist hierbei auch die Tatsache, dass sowohl die Familie der Caniden als auch die Gattung selbst ihren Namen vom domestizierten und wohl jüngsten Mitglied, dem Haushund, erhielt (Miklósi 2011). Die wissenschaftliche Klassifizierung scheint damit einer volkstümlichen, kulturellen gefolgt zu sein.

2 Grundlagen der Ambivalenz des Symbols „Hund“

Hunde gelten kulturübergreifend als unrein, dennoch werden sie in den meisten Kulturen der Eigenwelt zugerechnet. Claude Lévi-Strauss (1967) zufolge liegt der ambivalenten Klassifikation des Hundes folgende Überlegung zugrunde: Als Aasfresser – und dazu gehören alle Caniden – ernähren sich Hunde wie die vom Raub lebenden Tiere: Sie fressen tierische Nahrung. Gleichzeitig ähneln sie in ihrem Essverhalten wiederum auch den Nutzern pflanzlicher Nahrung, denn sie töten nicht zwangsläufig, was sie essen. Aas zu fressen, ist wiederum häufig mit Unreinheit assoziiert, da universaler prämoderner Vorstellung zufolge Leichen eine zerstörerische und zersetzende Kraft anhaftet (Müller 2010). Dies scheint auch die Ursache dafür zu sein, dass Hunde sowohl im Judentum als auch im Islam als unrein gelten. Indem Hunde Aas fressen, nehmen sie Blut zu sich. Muslimen und Juden ist der Konsum von Blut untersagt. Beide Religionsgruppen erlauben deshalb nur den Verzehr von geschächten Tieren. Blut ist aus symbolisch-religiöser Perspektive heraus betrachtet oftmals ein Opfer für die Jenseitsmächte (vgl. Nabhan 1994). Weil Hunde dieses Verzehrtabu nicht einhalten, gelten sie als unrein.

Unrein erscheinen Hunde aber wohl auch deshalb, weil sie einen weiteren als schädlich klassifizierten Stoff ohne Scheu zu sich nehmen: Kot (Müller 2010). Aus diesem Grund wurden Hunde in einigen Kulturen in enger Nähe zum Menschen gehalten. Hunde hatten nicht selten die Funktion, in der Pflege von Kleinkindern und Alten Fäkalien effizient zu entsorgen, indem sie diese verzehrten (z. B. Ojoade 1994; Zimen 1992). Hunde verrichteten damit niedere Dienste der menschlichen Körperhygiene. Hier wie im Genuss von Aas stehen sie somit gleichzeitig für reine wie unreine Aspekte. Einerseits bereinigen sie der Vorstellung nach zwar die Endosphäre von schädlichen, verwesenden Stoffen wie Aas und Fäkalien, andererseits verunreinigen sich Hunde in dem Prozess der Reinigung zwangsläufig selbst. Diese doppelte Klassifikation bildet die wesentliche Ursache dafür, dass der Hund in der Symbolik ein liminales Wesen ist (Douglas 1966; Leach 1978). Die Qualität seiner Liminalität beschränkt sich allerdings nicht darauf, dass er symbolisch kontextgebunden bestimmten Kategorien zugeordnet wird. Vielmehr werden Hunden aufgrund ihres liminalen Charakters darüber hinaus Fähigkeiten zugeschrieben, die sie als dem Menschen überlegen erscheinen lassen. Hunde überschreiten prämoderner Vorstellung nach nämlich nicht nur die Grenzen zwischen den Klassifikationen, sondern ihnen wird wegen ihrer Eigenschaften auch die Fähigkeit zugeschrieben, in die Jenseitswelt transzendieren zu können. Hunde sind in der Symbolik damit Grenzgänger, die, anders als der Mensch, zwischen Endo- und Exosphäre unbeschadet hin und her wechseln können. In der Vorstellungswelt der meisten prämodernen Kulturen gilt das Verlassen der Endosphäre für Menschen als überaus gefährlich.

Es wird davon ausgegangen, dass ein sicherer Übergang überhaupt nur wenigen Menschen möglich ist, z. B. Schamanen (Müller 2010). Nicht nur Menschen, auch die Mehrheit der Jenseitsmächte wechselt der Vorstellung nach selten die Klassifikationskategorien: Sie sind meist entweder „gut“ oder „böse“. Es gibt allerdings auch hier Ausnahmen: Jenseitsmächte, deren wesentliche Eigenschaft es ist, in beiden Sphären gleichermaßen beheimatet zu sein, beispielsweise der Trickster. Der literaturnotorisch wohl bekannteste Trickster treibt sein Unwesen in der Gestalt eines Caniden, eines Koyoten (z. B. Lévi-Strauss 1967). Hunde und ihre Verwandten sind also – symbolisch betrachtet – in vielen Kulturen zugleich rein und unrein, zahm und wild. Sie besitzen sogenannte „Schwellenattribute“ (vgl. van Gennep 1999). Das mag auf den ersten Blick verwirrend erscheinen, unter den Gesichtspunkten einer „Mytho-Logik“ ist es hingegen vollkommen konsistent (Leach 1978). Wo der Hund in der Klassifikation innerhalb einer Kultur überwiegend verortet wird – ob in der Eigen- oder in der Fremdwelt – hängt im Wesentlichen vom Kontext der jeweiligen Glaubensvorstellungen einer gegebenen Kultur ab.

3 Geschichte der Mensch-Hund-Beziehung

Etwa 99 Prozent seines Daseins lebte der Mensch als Jäger und Sammler (Wilson 1984) und damit als Totemist. Jäger und Sammler bilden egalitäre Gruppen, die typischerweise die spirituelle Überzeugung haben, dass Menschen Vertretern anderer Spezies nicht überlegen sind. Das lag schon darin begründet, dass der Mensch, wenn er überleben wollte, von Beutetieren abhängig war. Tierahmen wurden deshalb verehrt, und zum Zeichen der Sühne bat man um Entschuldigung, wenn man ein Tier tötete (Serpell 1996; Müller 2010). Dies ist ein Brauchtum, das auch in Deutschland noch heute von Jägern gepflegt wird.

Zwar ist die Quellenlage über die frühe Mensch-Hund-Beziehung spärlich, aber ausgehend von dem sogenannten Konzept des *Environment of Evolutionary Adaptedness* (EEA) (vgl. Gaskins 2013) kann ein Blick auf die Vorstellungswelt von Menschen, die heute noch unter ähnlichen Bedingungen leben wie unsere Vorfahren, Aufschluss über das frühe Mensch-Tier-Verhältnis geben. In Jäger- und Sammlergesellschaften leben Tiere – auch wilde, nicht domestizierte, die als Jungtiere gezähmt werden – in der häuslichen Gemeinschaft. Sie erhalten Kosenamen, man sieht sie als ebenbürtig an und unterhält quasi-geschwisterliche Beziehungen zu ihnen. Das heißt: Man begegnet ihnen formlos. Tiere werden als Quasiverwandte klassifiziert (Erikson 2000; Müller 1987; Serpell 1996). Man leidet mit ihnen, wenn sie Schmerzen haben, und ist davon überzeugt, dass man mit ihnen kommunizieren

kann. Es ist verbreitet, Tiere wie eigene Kinder zu stillen und aufzuziehen. Tötet man sie, um sie zu verspeisen, dann geschieht dies stets in ritueller Art und Weise: in Form einer Entschuldigung oder als Opfergabe (Müller 2010).

Der Haushund ist bei weitem das älteste Haustier des Menschen. Während einige Quellen seine Domestizierung als zeitgleich mit der Sesshaftwerdung des Menschen datieren (z. B. Marshall-Pescini/Kaminski 2014), also auf etwa 14.000 v. Chr., haben u. a. jüngere DNA-Analysen eines 33.000 Jahre alten Hundeskelettes ergeben, dass die Abspaltung vom Wolf deutlich früher anzusetzen ist (z. B. Druzhkova et al. 2013; Larson/Bradley 2014). Falls die Domestikation des Hundes jedoch tatsächlich so früh stattgefunden hat, wie diese Funde nahelegen, dann muss die über viele Jahre hinweg vertretene These, dass ein Zusammenhang zwischen der Domestikation des Hundes und der veränderten Lebensweise des Menschen vom Jäger und Sammler hin zum Ackerbauern vorliegt, aufgegeben werden (Marshall-Pescini/Kaminski 2014).

Mehrheitlich gehen Forscher heutzutage davon aus, dass Hunde oder Wolfs-hybriden sich Menschen, lange bevor sie Ackerbau betrieben, anschlossen und gemeinsam mit diesen Beute erjagten. Beide Seiten hätten aus dieser Gemeinschaft profitiert (Shipman 2011). Die Hypothese, dass Menschen erfolgreicher in Begleitung von Hunden Tiere erbeuten, konnte in rezenten Jäger- und Sammlerkulturen verifiziert werden (Koster 2013; Lupo 2011). Nach derzeitigem Erkenntnisstand ist es plausibel, den Zusammenschluss zum erfolgreichen Jagdteam als Beginn dieser Beziehung anzunehmen (vgl. Zimen 1992). Als Nahrungsmittel wurden Hunde jedenfalls gewiss nicht domestiziert, auch wenn sie bis heute gegessen werden. Dies stellt aber wohl eher die Ausnahme dar und geschah in traditionellen Kulturen in einem rituellen Kontext (Frank 1965; vgl. auch Ramminger in diesem Band). Überdies wurden Tiere in prämodernen Gesellschaften überwiegend als Gefährten oder Nutztiere gehalten. Auch auf Hunde trifft dies zu, denn sie waren zu allen Zeiten, und so ist es noch, nicht nur Gefährten, sondern immer wichtige und überaus versatile Werkzeuge des Menschen: als Spürhunde und Treiber auf der Jagd oder als Wach- und Arbeitshunde, wo sie in ihrer Funktion als Hüte-, Transport-, Rettungs-, Therapie-, Kriegs- oder Polizeihunde zum Einsatz kommen (Oeser 2004; Wechsung 2008; Zimen 1992).

Während die Mehrheit der Forscher derzeit von einer konvergenten Mensch-Hund-Evolution ausgeht (vgl. z. B. Marshall-Pescini/Kaminski 2014), glaubt eine Minderheit, dass dieser Prozess im Grunde als Koevolution gewertet werden muss (Oeser 2004; Shipman 2011; Schleidt/Shalter 2003). Kritiker der Koevolutionstheorie bemängeln, dass es keine Belege für die Annahme gebe, dass Hunde einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung von Menschen gehabt haben. Es sei von ihnen kein selektiver Druck auf Menschen ausgegangen. Vertreter

der Koevolutionsthese halten dem entgegen, dass der selektive Druck in der Kooperation und in den kommunikativen Fähigkeiten bestehe, die jeder Domestikation zugrunde liege. Menschen, die in der Lage gewesen seien, bestmöglich mit anderen Spezies zu kommunizieren, seien gegenüber Personen, die diese kommunikativen Fähigkeiten nicht beherrschten, im Vorteil gewesen.

Obgleich Hunde die ersten Haustiere waren, finden sich in prähistorischen Höhlenmalereien vergleichsweise selten Darstellungen von ihnen, ebenso wenig wie von den Menschen, die diese Bilder malten (anders aber Zimen 1992). Paläontologen halten dies für ein Indiz dafür, dass frühe Menschen Hunde als ihresgleichen klassifizierten, was naheliegt, wenn man von einem totemistisch-spirituellen Hintergrund früher Jäger- und Sammlerkulturen ausgeht. Möglicherweise waren Darstellungen von Menschen und Hunden aus spirituellen Gründen tabuisiert (Shipman 2011). Auf jeden Fall dürfte es eine enge spirituelle Bindung zu Hunden gegeben haben. Davon zeugen weltweit verbreitete Grabstätten, in denen Vertreter beider Spezies Seite an Seite bestattet wurden. Häufig wurden die Körper der Hunde dabei so gebettet, dass sie nach Westen ausgerichtet waren, also in die Richtung, in der man sich die Tore zum Jenseits dachte (Morey 2010). Hunde wurden weltweit auch in großer Zahl als Schwellenopfer bestattet etwa unter Türschwellen, also an Orten, die ebenfalls als Übergänge der Endo- in die Exosphäre verstanden wurden (vgl. van Gennep 1999; Morey 2010). Generell wird auch heute in Jäger- und Sammlerkulturen geglaubt, dass Tiere eine Seele haben und auch wiedergeboren werden (Erikson 2000; Müller 1987). Grabbeigaben in Form von Tieren waren weit verbreitet. Allerdings hing die Auswahl der Spezies dabei meist mit lokalen Traditionen zusammen. Einzig der Hund findet sich *universal* als Grabbeilage, und zwar nicht erst seit der Sesshaftwerdung des Menschen, sondern in allen Gebieten der Erde auch zu einer Zeit, in welcher Menschen noch als Prädatoren lebten (Morey 2010).

Prämoderner Vorstellung zufolge haben Tiere spirituelle Fähigkeiten, die sie als dem Menschen überlegen erscheinen lassen (Müller 2010). Demnach soll es ihnen leichter fallen, Kontakte zur Jenseitswelt aufzunehmen und zu unterhalten. Außerdem sollen sie sich mit Leichtigkeit in diese Sphäre begeben können. Hunden wird z. B. nachgesagt, dass sie aufgrund ihrer anderen Wahrnehmung Gefahren beim Betreten der Exosphäre der „Wildnis“ besser einschätzen können als Menschen und dass sie diese auch vor etwaigen Bedrohungen warnen können (Birrr et al. 2000). Es ist denkbar, dass Hunde aufgrund dieser Zuschreibungen und der bereits erwähnten fehlenden Scheu vor Totem sehr früh als Seelenbegleiter (Psychopompos) in das Jenseits fungieren konnten. Indizien hierfür finden sich insbesondere in Mythen aus Lateinamerika, Afrika, dem Mittelmeerraum und China (Leach 1961). Der Vorstellung nach fungierte der Hund als Jenseitsbote und wurde mit Feuer assoziiert. Eine Reminiszenz an alte Mythologien findet sich noch heute,

z. B. im Sternbild *Canis Major*, dem Großen Hund. Der hellste Stern am Himmel ist Sirius, der Hundsstern. Antiker Vorstellung zufolge war es der schakalsköpfige Gott Anubis, der mit einer riesigen Feuerfackel am Himmel entlangzog und so die jährliche Nilflut im August auslöste. Während der *Hundstage* standen nach der Anschauung der alten Mittelmeerkulturen die Tore zum Jenseits weit offen und die Übergänge zwischen Dies- und Jenseits waren durchlässig.

Aber nicht nur in der Alten Welt, auch in Nordamerika – etwa bei den Cherokee – sah man im Stern Sirius einen Hund oder Wolf, der die Tore zum Jenseits bewacht. In China gilt Sirius als Himmelswolf und ist ebenfalls mit Feuer assoziiert (Holberg 2007). Dies stellt einen weiteren Hinweis für die mythologische Bedeutung von Hunden dar. Das Wissen um die Herstellung von Feuer ist nämlich gemeinhin die symbolische Bruchstelle in Schöpfungsmythen, welche die Umwandlung einer Gemeinschaft von der Natur in die Kultur markiert. Der Besitz von Feuer scheidet traditioneller Vorstellung nach die Zivilisierten von den Wilden. Der Ursprung des Feuers, so glaubte man, lag im Jenseits und gelangte von dort in das Diesseits (Müller 2010). Vielen Mythen zufolge wurde es Gott durch ein Tier entwendet und den Menschen überbracht (Müller 2010). Ein solcher Kulturstifter ist in den unterschiedlichsten Regionen der Erde eben der Hund (White 1991). Die Schöpfungsmythen erzählen also, dass der Beginn menschlicher Kultur zeitlich an den Moment gekoppelt ist, in dem der Hund in die Gemeinschaft mit Menschen getreten ist (Leach 1961) und damit daran, dass Menschen damit begannen, Tiere zu domestizieren. Als ältestes domestiziertes Tier nimmt der Hund in Schöpfungsmythen häufig die Stellung eines Kulturheroen ein (Leach 1961). Archäologische Funde, die auf die bedeutende Rolle von Caniden in Glaubensvorstellungen hinweisen, finden sich auch in der ältesten bekannten Tempelanlage der Welt, dem Göbekli Tepe in der Türkei. Die Anlage wurde von Jägern und Sammlern erbaut und ist eine monumentale Stätte des Toteskults (Schmidt 2006). Errichtet wurde der Tempel vermutlich u. a. zu Ehren des Hundssterns Sirius, der wohl schon zu dieser Zeit in einem engen Zusammenhang mit Jenseitsvorstellungen gestanden hat (Magli 2013).

In weiten Teilen der Erde fungierten Haushunde und andere Caniden über viele Tausende von Jahren hinweg in der Vorstellung unterschiedlicher Kulturen als Seelenbegleiter des Menschen (White 1991). So wie Hunde wichtige Gefährten bei Unternehmungen in die vermeintliche Wildnis waren, etwa bei der Jagd, galten sie wohl auch als treue Begleiter auf der letzten Reise in die „ewigen Jagdgründe“. Im Alten Ägypten war es der Annahme nach Anubis, der in der Gestalt eines Schakals Menschen in das Jenseits überführte. In der indogermanischen Mythologie knabberte der wolfsartige Hund der Göttin Holla an Leichen. Im Alten Griechenland glaubten die Menschen, dass Kerberos die Toten am Eingang der Jenseitswelt Hades empfing (Kretschmar 1938). Im christlichen Volksglauben schließlich geleitete der